

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 3 Bydgoszcz / Bromberg, 5. Januar 1938

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

(14. Fortsetzung.)

Um vier Uhr ging sie wieder hinunter. Sie traf Alice in der Halle und erfuhr von ihr, daß Mr. Grindley den Tee auf sein Zimmer befohlen habe und vor dem Abendessen nicht mehr gestört zu sein wünsche. So trank sie allein im Wohnzimmer Tee, faßte dann den plötzlichen Entschluß, die drückende Umgebung des Hauses zu verlassen, und zog ihren Mantel an, um einen Spaziergang zu machen.

Die Luft war feucht und kalt, aber Eve fühlte sich erfrischt. Die regennasse Erde strömte einen herben, würzigen Duft aus, als Eve mit beschwingten Schritten die Auffahrt hinunter zur Gartenpforte eilte. Als sie auf die Straße hinaustrat, zögerte sie einen Augenblick und überlegte, welche Richtung sie einschlagen sollte. Sie beschloß, das Dorf zu umgehen, und wandte sich hinaus ins freie Feld.

Der Weg schlängelte sich in immer neuen Biegungen dahin und führte schließlich zu einem kleinen Gehölz. Eve schlenderte langsam weiter und atmete dankbar und mit tiefen Zügen die frische Herbstluft ein.

Mit dem Verlassen des Hauses schien eine große Last von ihr genommen zu sein. Es war eine Erleichterung, eine Zeitlang die zänkische Stimme des Alten nicht mehr zu hören und seinen Nörgeleien und Grobheiten entronnen zu sein. Eve hatte wohl auch noch einen anderen Grund dafür, sich jetzt wie befreit zu fühlen und war ehrlich genug, ihn sich selbst einzugestehen. Der Weg, auf dem sie jetzt entlangschritt, war Jacks Lieblingsweg, und es war nicht ausgeschlossen, daß sie ihn um diese Zeit hier traf.

Sie hatte das Gehölz zur Hälfte hinter sich, als sie eine männliche Gestalt näherkommen sah. Ihr Herz begann rascher zu schlagen. Aber bald mußte sie erkennen, daß es nicht der Erwartete war. Eve hatte kein Verlangen nach Cecil Cashmans Gesellschaft und erwog einen Augenblick die Möglichkeit, vom Weg in das dichte Gebüsch des Wäldchens abzubiegen. Aber es war zu spät, Cecil hatte sie bereits erkannt, und so konnte sie nur ruhig ihren Weg fortsetzen.

Sein nichtssagendes Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Grinsen, als er herangekommen war.

„Hallo, Miß Hatton! Das ist aber mal ein unerwartetes Vergnügen, Sie hier zu treffen! Ich wollte gerade dem alten Grindley einen Besuch machen."

„Sie werden ihn zu Hause antreffen", erwiderte sie in der stillen Hoffnung, daß er den Wink verstehen werde.

Aber Cecil Cashman war wenig empfänglich für Winke, mochten sie mit dem Zaunpfahl oder in feinerer Weise gegeben werden.

„Ach, das eilt nicht! Es ist nicht so wichtig. Darf ich fragen, wo Sie hingehen?"

Seine stechenden, kleinen Augen waren unausgesetzt auf ihr Gesicht geheftet. Der begehrliche Ausdruck darin verursachte ihr reichliches Unbehagen.

„Ich gehe spazieren", antwortete sie kurz und versuchte an ihm vorbeizukommen. Aber er machte kehrt und schritt nun neben ihr her. „Ich werde Sie begleiten. Ich bin den ganzen Tag nicht aus dem Hause gekommen. Die frische Luft wird mir gut tun."

Eve biß sich auf die Lippen. Ihr lag ganz und gar nichts an der Begleitung des schlaksigen Lümmels, aber da sie das nicht sagen konnte, ohne unhöflich zu sein, mußte sie sich damit abfinden.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, wobei Cecil sie dauernd mit aufdringlichen Blicken musterte.

„Wie geht's dem Alten?" fragte er schließlich.

„Meinen Sie Mr. Grindley? Er ist natürlich sehr aufgeregt."

Sie war absichtlich so abweisend, wie nur möglich und hoffte, er würde endlich begreifen, daß ihr seine Gesellschaft sehr wenig behagte. Aber Cecil hatte ein dickes Fell, und wenn er auch vielleicht bemerkte, daß ihrem Ton jede Herzlichkeit fehlte, so reagierte er doch äußerlich nicht darauf.

„Das will ich meinen, daß er aufgeregt ist!" Er kicherte. „Und ich will wetten, daß es nicht lange dauern wird, bis er sich noch viel mehr aufregt."

Ihr lag die Frage auf der Zunge, was er mit dieser Andeutung meine, aber sie hielt sich zurück und schwieg.

„Sie haben 's wohl verdammt schwer bei ihm?"

Neues Schweigen.

„Es ist mir völlig schleierhaft, wie Sie es bei ihm aushalten können. Ein so hübsches Mädel wie Sie braucht doch bloß mit dem Finger zu winken, um sich das Leben angenehmer zu machen. Warum bleiben Sie nur hier, unter der Fuchtel des alten Teufels?"

Eine Art Gerechtigkeitsgefühl ließ Eve die Partei des alten Mannes nehmen.

„Er hat mir viel Gutes getan."

„Gutes getan!" Cecil stieß verächtlich die Luft aus. „Ach was! Er behandelt Sie wie eine Sklavin. Sie gehen nie aus Sie haben niemals ein Vergnügen. Sie führen das traurigste Leben von der Welt. Sie brauchen Abwechslung, Theater, ein bißchen Tanz. Was meinen Sie: wollen wir mal eines Abends zusammen nach London fahren?"

„Danke — nein!"

„Seien Sie nicht so komisch! Wir werden uns glänzend amüsieren, wir beide. Ich habe ja jetzt 'ne Masse Geld, wenigstens werde ich es sehr bald kriegen. Bei mir könnten Sie ein fabelhaftes Leben haben."

Er wandte ihr sein Gesicht zu. Vor seinem frechen Blick mußte sie die Augen niederschlagen.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, aber wirklich, ich danke. Ich kann Ihre Einladung nicht annehmen."

„Reden Sie doch keinen Unsinn! Haben Sie etwa Angst vor Grindley? Den werde ich schon dazu bringen, daß er nichts dagegen hat."

„Ich dachte nicht an Mr. Grindley." Sie war ganz gelassen. „Ich habe nur keine Lust, mit Ihnen auszugehen. Ist Ihnen das nun endlich klar?"

Er brummte vor sich hin.

„Ich verstehe nicht, wie Sie so spröde sein können! Ich habe Sie gern Eve."

Ehe Sie es verhindern konnte, hatte er sich bei ihr eingehakt. „Ich habe Sie sogar verdammt gern und würde Sie noch viel lieber haben, wenn Sie mir etwas entgegenkämen."

Schnell machte sie sich frei und blieb stehen.

„Bitte, lassen Sie mich! Ich möchte nach Hause gehen." Sie wandte sich um, aber er ergriff sie beim Arm.

„Unsinn, Mädel! Was ist nur in Sie gefahren? Seien Sie doch nicht so abweisend! Ist denn was dabei, wenn man einem hübschen Mädel sagt, daß man es gern hat?" Seine Hand fuhr an ihrem Arm entlang bis zu ihrer Schulter. „Seien Sie nicht so widerspenstig, Eve! Wir beide könnten doch gute Freunde sein, wirklich gute Freunde. Oder nicht?"

Ehe sie seine Absicht bemerkte, hatte er sie an sich gerissen und auf die Lippen geküßt.

„So!" lachte er, als sie sich von ihm losrang. „Das war der erste von vielen, hoffe ich."

Mit heißem Gesicht und flammenden Augen stand sie ihm gegenüber.

„Du häßliche, kleine Bestie . . ." Ihre Stimme war hart wie Stahl. „Du wagst es . . ."

Cecils gelbliches Gesicht wurde fleckig, — auf seinen fahlen Wangen erschienen zwei Tupfen hektischer Röte.

„Spielen Sie doch keine große Oper!" höhnte er. „Es war doch bestimmt nicht das erstemal, daß ein Mann Sie geküßt hat! Und ich will mich hängen lassen, wenn's das letztemal war."

„Es war das letztemal, wenigstens für dich, altes Scheusal, „ließ sich eine zornige Stimme vernehmen. Beide fuhren herum. Jack Kenton stand wenige Schritte hinter ihnen, sein Gesicht verriet grimmige Entschlossenheit.

Er war im Wald herumgestreift und herbeigekommen, ohne daß sie ihn gehört hatten.

„Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre Angelegenheiten!" fuhr ihn Cecil an. Seine Augen blitzten gefährlich.

„Das ist hier meine Angelegenheit! Mach schleunigst, daß du fortkommst mein Junge, oder ich bringe dir das Laufen bei."

Ein häßliches Grinsen erschien auf dem Gesicht des anderen.

„Aha! Ich habe wohl in fremdem Revier gejagt? Ach so! Deshalb wollte das Mädel nicht mitkommen? Schon besetzt, was? — Ich dachte mir doch gleich, daß Sie nicht so scheu und tugendsam wären, wie Sie taten."

Weiter kam er nicht, denn Jacks geballte Faust traf ihn mit voller Wucht auf den Mund. Er stieß einen gurgelnden Schrei aus, taumelte zurück und fiel in das Gebüsch am Wegrand. Ohne einen Blick auf ihn zu werfen, nahm Jack Eves Arm.

„Komm!" sagte er gebieterisch.

Sie gehorchte. Ihr Gesicht war bleich und verstört. Cecil hatte sich aufgerafft, fuhr sich über die zerschlagenen Lippen und sah ihnen mit drohender Gebärde nach.

„Wartet nur, ihr beiden!" keuchte er heiser vor sich hin. „Wartet nur, euch werde ich es heimzahlen!"

Er drehte sich um und entfernte sich, noch ein wenig schwankend, in der Richtung, aus der er gekommen war.

XVIII.

Ein unerwartetes Testament.

In den frühen Nachmittagsstunden des nachfolgenden Tages kehrte Mr. Budd nach Thatchley zurück und bezog wieder sein Quartier in dem kleinen, efeuumrankten Gasthaus.

Er trank schnell Tee, säuberte sich und begab sich dann nach der Polizeistation, wo er Foley treffen wollte.

Der Chefkommissar begrüßte ihn erfreut und schob die Papiere beiseite, die er gerade bearbeitete.

„Freue mich, daß du wieder da bist, Budd! Wir haben die Leichenschau für morgen vormittag zehn Uhr angesetzt. Ich glaube, ich sagte dir's schon. Wahrscheinlich wird es nur eine ganz formelle Angelegenheit sein; ich habe bereits mit dem Coroner darüber gesprochen. Der Arzt wird seine Aussage machen, und damit ist die erste Sache erledigt! Zeugen werden nicht vernommen. Der Termin für unsere Berichterstattung ist auf morgen in vierzehn Tagen verschoben worden."

Mr. Budd nickte zustimmend.

„Sehr schön! Inzwischen habe ich eine ganze Reihe Hebel in Bewegung gesetzt. Ich hoffe, einige Ergebnisse in Händen zu haben. Überraschenderweise hat mein Sergeant mal einen Einfall gehabt, — ich halte es für gut, seinem Gedanken nachzugehen."

Er erzählte seinem Freund von Leekes Vermutung. Foley runzelte die Stirn und schob die Lippen vor.

„Ich glaube bestimmt, daß es die Kolizisten nicht verschwiegen haben würden, wenn sie ihren Posten vor dem Fenster verlassen hätten. Aber es kann nichts schaden, sie noch einmal zu fragen. Augenblicklich haben sie Wachdienst bei Grindley; aber wenn sie zurückkommen, werde ich sie mir vornehmen."

„Etwas Neues hast du nicht herausgefunden?"

„Nicht das Geringste." Foley zuckte ärgerlich die Achseln. „Nur Cecil Cashmann scheint einen Unfall gehabt zu haben. Ich war heute in Dene Close, um zu erfahren, wann Sir Josephs Rechtsanwalt herkommen will, — nebenbei er kommt heute nachmittag. Da fand ich den Burschen mit zerschlagenen Lippen und mächtig geschwollenen Backen vor. Er sah aus, als habe er einen Boxkampf ausgefochten und sei von seinem Gegner sauber k. o. geschlagen worden."

„Ich könnte jeden verstehen, der es tut," entgegnete Budd. „Ich würde ihm selbst gern eins hinter die Ohren geben. Habe selten einen Menschen getroffen, der mir so unsympathisch ist!"

„Ja, — er ist ein gräßlicher Kerl!" stimmte der Chefkommissar zu. „Aber er war Sir Josephs Liebling. Ich will wetten, daß er eine hübsche Stange Geld erbt!"

„Um welche Zeit kommt der Rechtsanwalt?"

„Sein Zug ist um fünf Uhr in Thatchley. Er wird im Auto von Dene Close abgeholt, ist also ungefähr eine Viertelstunde später dort. Das wäre um viertel sechs. Warum fragst du?"

„Ich würde ihn gern sprechen", erklärte Mr. Budd gähnend. „Wenn es sich machen läßt . . ."

„Das wird sicher möglich sein. Wie spät ist es jetzt?" Foley zog eine schwere, silberne Uhr heraus." Wenn wir uns jetzt nach Dene Close aufmachen, kommen wir gerade zur rechten Zeit hin."

Mr. Budd stimmte mit befriedigtem Grunzen zu.

„Also los!"

Foley nahm schnell Mantel und Hut, benachrichtigte den wachhabenden Wachtmeister von seinem Ausgang und machte sich mit seinem Freund zu Fuß auf den Weg.

Als sie die Toreinfahrt des Schlosses erreichten, kam hinter ihnen ein großes Auto um die Biegung des Weges. Sie mußten beiseite treten. Es war ein luxuriöser Bentleywagen. Foley stieß seinen Freund an. „Cashmanns Wagen! Wir kommen im richtigen Augenblick."

Die Limousine bog in die Auffahrt ein. Die beiden Detektive folgten. Als sie das Portal erreichten, waren die Insassen des Wagens schon ausgestiegen und ins Innere des Hauses gegangen. Nur der Fahrer in prächtiger Livree stand wartend neben dem Kühler.

Begleitet von Mr. Budd, den der ungewohnte Fußmarsch ziemlich außer Atem gebracht hatte, stieg Foley die Stufen zum Portal empor und klingelte.

Sie wurden von dem Diener eingelassen, der den Einbruch entdeckt hatte. Er bat sie zu warten und verschwand hinter der Tür des Arbeitszimmers.

Es dauerte eine Weile, ehe er zurückkam und sie aufforderte, ihm zu folgen.

Cecil saß an dem massigen Schreibtisch. Vor ihm hockte auf dem Rand eines Ledersessels der kleinste Mann, den Mr. Budd je in seinem Leben gesehen hatte. Wenn er sich aufrichtete, konnte er kaum einen Meter fünfzig groß sein. Er war so erbärmlich mager, daß es einen jammern konnte. Seine Hände waren lang und knochig. Wenn man ihn ansah, mußte man auf den Gedanken kommen, daß die Natur nicht mehr Haut übrig gehabt habe, als sie diesen Zwerg verfertigte. Denn auf seinen Händen und in seinem Gesicht saß die Haut so straff und faltenlos, daß man befürchten mußte, sie könne jeden Augenblick zerreißen. Sein eiförmiger Schädel war beinahe kahl. Nur stellenweise bedeckte ihn ein feiner, weißblonder Flaum, der so mit der Pergamentfarbe seiner Haut übereinstimmte, daß man schwer unterscheiden konnte, was Fleisch und was Haar war. Seine Nase war unendlich lang. Sie glich verblüffend einem Schnabel, während der schmallippige Mund so klein war, daß man ihn kaum wahrnahm. Es sah fast so aus, als habe er überhaupt keinen.

(Fortsetzung folgt.)

Jettchen reist in den Winter.

Heitere Erzählung von Nikolas Knobel.

Jettchen hat zu Weihnachten eine herrliche blaue Skihose bekommen. Den Erfahrungen der Älteren folgend, daß es, aus unbegreiflichem Entschluß des Himmels, in der Zeit des Winterurlaubs doch niemals Schnee gibt, bleibt sie in der Stadt und prüft bis Neujahr nur ab und zu des Morgens das mächtige Kleidungsstück vor dem Spiegel.

Manchmal, behauptet sie, sieht sie darin aus wie ein französischer Krieger in Pantalons von Anno 70, manchmal wie ein Taucher an Bord oder ein Eskimo; jedenfalls männlich. Sie findet sich ungemein reizend in der kräftigen Hose, und sie ist es genau noch einmal so sehr, wie sie selbst meint.

Draußen hat es, wie die Weisen es wußten, erst getaut, dann geregnet, und auch die leicht erreichbaren Wintersportorte konnten ihren unpassenden Frühling nicht verheimlichen.

Zu Anfang Januar hat sich daran nichts geändert. Nun aber, durch das Vorhandensein besagter Skihose genötigt, beschließt Jettchen, unter dem Kopfschütteln ihrer Lieben, „in den Winter" zu reisen. Junge Mädchen haben Träume wie die Kinder und einen Willen wie ein Generaldirektor.

Da sitzt sie also in einem gemütlichen Ort am Rande des Thüringer Waldes und stürzt das kleine Hotel, in dem sie zu ihrer Überraschung der einzige Gast ist, in dauernde Verwunderung durch ihre Ankunft, ihr Dableiben und ihre unberechenbaren Unternehmungen.

Am ersten Morgen regnet es in Strömen; Jettchen erscheint gegen zwölf Uhr zum Frühstück. Obwohl sie nichts erklärt oder gar entschuldigt, antwortet ihr nach dem „guten Tag" die Wirtin (jeder ihrer Sätze ist ein Erkundungsritt): „Na, Sie haben ja nichts versäumt." — „Nein", sagt Jettchen und denkt an die Skihose. Fragt dann: „Und wann fängt es zu schneien an?", wie man fragt: „Wann ist der Postschalter geöffnet?" — Die Antwort ist unbefriedigend; die Leute scheinen es auch jetzt noch nicht genau zu nehmen mit ihrem Winter.

Jettchen (im „richtigen" Kleide) bummelt durch den Ort und ist entzückt von den kleinen Kramläden, die wie eine Arche Noah sind, nur statt der Tiere sind da sämtliche Gegenstände der Welt, von Waschschüsseln und Bonbons bis zu Strümpfen und Würsten und Kinderklappern. Sie kauft einige „aber nicht sommerliche" Ansichtskarten, die sie am Abend, mit Ausdrücken der Befriedigung beschrieben, in den Kasten steckt.

Leider versetzt sie dem Selbstbewußtsein der Eingeborenen einen Stoß, indem sie den Wirt fragt, ob hier die Briefkästen auch bei Regenwetter geleert werden. Trotzdem kommt der „Friedrich", ein nettes ältliches Faktotum mit grauem Stoppelbart, der gestern stolz war über die hübschen Koffer und heute schon auf das alleinige junge Fräulein selbst, kommt nach dem Abendbrot an ihren Tisch, um zu melden, daß es plötzlich zu frieren beginne. Jettchen erinnert das an die blaue Hose, und sie antwortet mit weiser Komik: „Das ist noch ungenügend." Der freundliche Friedrich versteht die Antwort keineswegs, zieht sich aber herzlich befriedigt zurück.

Am anderen Morgen steht Jettchen um sieben Uhr am Fenster und prüft die Lage. Der Wald ist grün, die Wege braun, ein wenig tropft es vom Dach, vor dem Hause sind aber die Pfützen gefroren. Die Hose wird besichtigt und noch verworfen. Jettchen beschließt, spazieren zu gehen.

Aber sie hat für ihre Winterreise mit allen möglichen Schneestürmen, -treiben, -halden, sogar -lawinen gerechnet, nur nicht mit Glatteis. Auf der Straße rutschen ihr die Beine hin und her, man kommt kaum vorwärts, genießt die Landschaft nicht ein bißchen, weil der Oberkörper ganz und gar mit der Balance des Unterkörpers beschäftigt ist. „Dies ist kein Winterweg, sondern eine Wackelbahn aus dem Lunapark", bemerkt sie. Der Pfad in den Wald hinein ist trocken, aber den traut sie sich, so allein, nicht zu gehen.

So lehnt sie dann in ihrem Zimmer bekümmert träumerisch gegen den Türpfosten. Eilige Schritte nahen sich, es klopft, Friedrich fragt, ob das Fräulein geklingelt hat. Das hat sie nicht. „Nummer eins ist aber gefallen", teilt er fast bekümmert mit.

Jettchen überträumt, teils auf den Kleiderschrank, teils aus dem Fenster blickend, weiter an der Tür das mögliche Winterprogramm. Abermals eilt der kleine Alte herbei. Gemeinsam stellen sie fest, daß Jettchen gegen den Klingelknopf lehnt. Und, wahrhaftig, nun ist die Klappe gefallen.

Denn Jettchen begibt sich zum Wirt hinunter. Ob der Friedrich etwas zu tun habe? — Nein, Gäste seien nicht da, — außer dem gnädigen Fräulein natürlich. Also verkündet sie, daß der Friedrich mit ihr spaziergehen werde. Allein wage sie es im Walde nicht.

Dem Plan steht nichts im Wege. Der Wirt, wohl von seinen Romanen im Lesezimmer angeregt, möchte sie jetzt am liebsten mit „Komtesse" anreden. Friedrich, graustoppelig, lächelt vor Freude, versichert, wie rüstig er sei, und holt seine Joppe und ein komisches Hütchen herbei. Jetzt spazieren vormittags und nachmittags die beiden zusammen über glitschige Straßen, durch den Schlamm der Feldwege, in knackenden Eispfützen und schönen Waldschneisen. So wird für Jettchen der Friedrich etwas wie „der Winter in Person".

Das ungleiche Paar versteht sich bei diesen Wanderungen herrlich aufeinander, weil jeder stets nur die Hälfte von dem versteht, was der andere erzählt. Friedrich berichtet unter Bezeichnung durch Zimmernummern von den Sommergästen des letzten Jahres, von Forstkultur und Jagd. Einmal treffen sie im Walde einen Trupp Holzarbeiter, die um blauen Reisigrauch herumsitzen und alle ihre munteren, bäuerlichen Gesichter lachend und winkend dem Wanderpaar zuwenden.

Jettchen sagt: „Das ist genau wie in Carmen." — Friedrich, rätselratend, spricht von Knüppelholz. Jettchen sagt: „Wie der Chor der Schmuggler." — Friedrich zieht sie weiter: „Um Himmelswillen, Fräulein."

Im übrigen spricht sie vom Winter. Weil der aber nicht da ist und überhaupt kaum je so, wie das Fräulein ihn da kühn entwirft zwecks gemutmaßter sportlicher Benutzung morgen oder übermorgen, bleibt Friedrich bekümmert bei seiner Schilderung der landwirtschaftlichen Ereignisse der braun und naß hingebreiteten Äcker.

So füllen sich fünf der sieben Reisetage „in den Winter" zwar schön und originell, aber doch für Jettchen etwas vorläufig.

An einem Vormittag endlich ist etwas da, was man mit gutem Willen Gestöber nennen kann. An begünstigten Stellen bleibt es sogar als Schneeandeutung liegen. Friedrich, der sich zur Wanderung einstellte, muß etwas warten. Feierlich geht Jettchen in ihr Zimmer. Der große Augenblick ist gekommen.

Als sie die Treppe hinunterkommt, überrascht sie das Hotel mit ihren herrlichen blauen Skihosen. Sie trägt dazu einen molligen Sweater, eine schwarz und gelbe Holzkette und sieht reizend aus.

Friedrich, der Gute, errötet unsichtbar unter seinen grauen Stoppeln und kann, anerkennend, nur sagen, daß er das „sehr praktisch" fände.

Jettchen lenkt die Wanderung statt in den Wald durch das ganze längliche Dorf. Sie steckt voller Wohlgefühl die Hände in die männlichen Taschen, und ist erfreut über sich selbst und jeden begegnenden Menschen. Sie zeigt sich in der Post und in mehreren Läden, und in ihrem Gesicht steht endlich die richtige Winter-Befriedigung.

Dann am Waldrand erklärt sie Friedrich die Geheimnisse des photographischen Apparats. Jettchen steht vor einer kleinen Fichtengruppe, die nicht gerade vermummt, aber immerhin verziert von Schnee ist, in kräftiger Beinstellung, Hände in den Taschen, in Wirklichkeit nur von den Hüften abwärts in den Skihosen, in ihrer Vorstellung aber geradezu über und über; ihr Gesicht strahlt und Friedrich macht eifrig „Knips", — was er auch tatsächlich laut dazu sagt. Zur Sicherheit wird das dreimal wiederholt.

Am Nachmittag packt sie ein, bis dahin immer noch im gleichen Kostüm, das ihr auch das Mittagessen zum Fest gemacht hat. Sie ist so guter Laune, daß sie nun nichts mehr von allen ausgefallenen Winterbetätigungen ver-

aßt. Ein richtiger Tag für die blaue Hose war also doch gerade noch — gekommen.

Junge Mädchen haben einen festen Willen wie ein Generaldirektor und Ziele wie ein Dichter oder ein junger Hund.

Am frühen Abend wird Jettchen, wieder lieblich städtisch verwandelt und strahlend von ihren Erlebnissen, nach dem herzlichen Abschied der ganzen Hotel-Besatzung von Friedrich in den kleinen Zug gebracht. Im letzten Augenblick rafft er sich noch dazu auf: „Und schicken Sie mir ein Bild vons Fräulein?" Sie ruft hocherfreut: „Ja, alle!" aus dem Fenster und schreibt in Gedanken schon die Widmung darunter.

Münchhausen in USA.

Lügengeschichten aus Uebersee.

Von Hans Geifes.

Das Erzählen von Lügengeschichten ist eine amerikanische Tradition, die mit viel Liebe gepflegt wird. Wie Europa seine Sagen und Märchen hat, pflegt Amerika seine „fish-stories" — Münchhausiaden um Mensch und Tier, Blume und Pflanze, Wind und Wetter. Sie sind ein treffliches Spiegelbild amerikanischen Humors, eines Humors, der in seiner Naivität und kindlichen Auffassung vom europäischen grundverschieden ist. Je grotesker und absurder so eine „fish-story" ist um so weiter reicht ihr Verbreitungsgebiet. Ohne Zweifel vertritt die „Kleine Lügengeschichte" eine ganz bestimmte Form amerikanischen Volksempfindens, wobei es interessant ist, festzustellen, daß ihre Herkunft auf die mündlichen Überlieferungen der amerikanischen Indianer zurückgeht.

Nachstehend seien einige solcher „Kleine Lügengeschichten" aufgezeichnet.

Warum nicht hundert Eichhörnchen?

Eine skrupellose „Genauigkeit" wird durch die Geschichte des Oberst von Tennessee dargestellt, der eines Morgens zur Jagd auszog und plötzlich verblüfft vor einem Baum stehen blieb, der, nach den Worten des Oberst, „wie mit Eichhörnchen übersät war". Graue Eichhörnchen, rote Eichhörnchen, schwarze Eichhörnchen. „Auf einem einzigen Ast", sagte der Oberst, „zählte ich 99 Eichhörnchen."

Einer der jungen Zuhörer unterbrach den alten Oberst: „Colonel — 99 oder 100 . . . warum machen Sie die Hundert nicht voll?"

Der Oberst reckte sich zu seiner vollen Größe auf, trat einen Schritt auf den jungen Mann zu und brüllte ihn an: „Junger Mann, glauben Sie, ich mache mich wegen einer Eichkatze einer Lüge schuldig . . . ."

Whisky statt Frösche.

Jack Bryant von Dry Fork im Staat Virginien und sein Vater gingen eines Morgens zum See hinunter, um zu fischen. Als sie am Wasser angekommen waren, entdeckten sie, daß sie vergessen hatten, den Fischköder mitzunehmen. Da sahen sie neben einem Holzscheit am Ufer eine Wasserschlange liegen, die gerade im Begriff war, einen Frosch zu verschlingen. Das Reptil machte glänzende Augen vor Freude, daß es den Frosch erwischt hatte. Jack nahm eine Holzgabel, klemmte sie der Schlange hinters Genick und nahm ihr den Frosch wieder fort, um ihn als Fischköder zu benutzen. Die Schlange aber machte traurige Augen darüber, weil man ihr den Frosch gerade vor dem Verschlucken aus dem Maul genommen hatte, so daß die beiden Fischer Mitleid mit ihr bekamen. Vater Bryant griff in die Hüftentasche und ließ das Reptil als Gegenleistung für den weggenommenen Frosch einige Schluck Whisky schlürfen. Die Schlange machte sich dann davon. Jack und „Pa" begannen, mit dem Frosch als Köder, zu fischen.

„Ungefähr eine Viertelstunde später", erzählte Jack nachher, „hatte ich ein merkwürdiges Gefühl, als ob irgend etwas an mein Bein geklopft hätte. Ich sah an mir herunter. Da war die Schlange wieder und schaute mich mit grünen Augen bittend an. In ihrem Maul hatte sie wieder einen Frosch."

Die erfrorene Flamme.

„Es war im Winter des Jahres 1893", erzählte Martin Henry von Shamokin, Pennsylvanien, „und ich fuhr einen Wagen nach Shnowshoe. Als es dunkel wurde, steckte ich eine Lampe an und hing sie unter den Wagen. Es war eine unsagbar kalte Nacht. An einer kleinen Dorfschenke hielt ich, nahm meine Laterne und ging hinein. Schon als ich sie in die Hand nahm, hatte ich das Gefühl, als ob etwas mit ihr nicht ganz in Ordnung sei. Beim Betreten der Stube stolperte ich über eine Treppenstufe. Merkwürdigerweise ging das Licht nicht aus. Ich betrat das Zimmer, und einige Gäste, die um den Ofen herumsaßen, fragten, was mit meiner Lampe los sei, das Licht brenne so bewegungslos.

Ich versuchte nun, die Flamme auszublasen, aber das Licht flackerte nicht einmal. Jetzt erst merkte ich, daß die Flamme — da gibt es nichts zu lachen! — gefroren war. Es dauerte fünf Minuten, bis ich sie am Ofen aufgetaut hatte und dann ausblasen konnte."

Moskitos fraßen eine Kuh.

Ein Bauer in New-Jersey hatte eine Kuh, mit der Glocke um den Hals, und sein Kalb draußen auf der Weide gelassen. Plötzlich hörte er ein lautes, beständiges Läuten. Was war vorgefallen? Er stellte fest, daß die Moskitos die Kuh aufgefressen hatten und jetzt nach dem Kalb klingelten.

Ein anderes recht interessantes Erlebnis mit Moskitos, das die Intelligenz dieser Insekten gut bezeugt, wird von Reverend B. C. Gamble aus Hintington, West-Virginien, erzählt: „Eines Abends war eine Anzahl der Insekten in mein Zimmer eingedrungen. Ich nahm eine brennende Kerze und verbrannte eine nach der andern. Alle erwischte ich, außer einem, dem größten und bissigsten, augenscheinlich dem Führer der Bande. Ich trieb den Moskito in eine Ecke und hielt die brennende Kerze darunter. In dem Augenblick drehte sich das Insekt um und blies die Kerze aus."

Sterne über den Wipfeln.

Wanderer, wenn im Dunkeln
Sich dein Pfad verlor,
Leitet mit leisem Funkeln
Dich der Sterne Chor.
Über den Wipfel zieht sich
Blaß die milchige Bahn;
Mütterlich-helfend seh'n dich
Bild und Zeichen an.
Wanderer nachts im Haine,
Nichts kann dir gescheh'n,
Da in milder Reine
Gottes Sterne über dir steh'n . . .

Heinrich Anacker.

Lustige Ecke



„Glaubst du nicht, daß Meiers gern sehen würden, wenn wir bald aufbrechen, Hans?"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.